Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 16

Artikel: Ein Wunder auf dem Julierpass
Autor: Schmidtbonn, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670792

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neger tat es unendlich wohl, daß man sich mit ihm liebevoll beschäftigte, er gewöhnte sich allmählich auch daran, daß ihm die Köchin zu einer bestimmten Tageszeit einen Knochen reichte und daß er auf der Terrasse ruhig und still liegen durfte. Er lief aus dem Garten schon seltener auf die Straße hinaus und wurde ein wenig schwerfälliger. Aber bei Nacht bellte er laut und kräftig.

*

Im gelben Glanz schimmerte der Herbst.

„Was soll nun aus unserem Neger werden?" fragte Lelja nachdenklich, und starrte traurig zum Fenster hinaus, auf das große Regentropfen anschlugen.

„Neger bleibt hier", sagte die Mutter. „Gott wird ihn schon beschützen."

„Schade", meinte Lelja mitleidsvoll.

„Wir haben in der Stadt keinen Hof, im Zimmer können wir ihn aber nicht halten, das wirst du doch auch selbst einsehen."

„Schade", wiederholte Lelja nochmals, und schon standen ihr die Tränen in den Augen. Sie zog die schwarzen Augenbrauen zusammen und rümpfte das kleine Näschen, als ihre Mutter sagte:

„Frau Dogajeff hat mir schon längst einen jungen Hund angetragen. Einen wertvollen, reinrassigen Hund. Er ist sogar auch schon abgerichtet. Neger aber ist ein ganz gewöhnlicher herrenloser Hund."

Es wurde zur Abreise gerüstet. Fremde Männer trugen das Gepäck zu einem großen Wagen, der Sand knirschte unter ihren schweren Tritten. Neger lief verschüchtert und von bösen Vorahnungen gequält in das äußerste Ende des Gartens, wo er sich hinter dem kahlen Gebüsch verkroch. Von dort aus starrte er in der Richtung der Terrasse. Die Kinder kamen zu ihm, um Abschied zu nehmen.

„Du bleibst hier, mein armer Neger!" sagte Lelja unter Tränen, wobei sie den traurigen Hund streichelte. „Wir fahren nach Hause in die Stadt."

Und die ganze Familie bestieg den Wagen, der sie den besorgten Blicken des treuen Hundes entführte. Neger irrte lange auf den Spuren seiner abgereisten Herrschaft, er lief bis zur Station, und durchfroren, naß und beschmutzt kehrte er in die Villa zurück. Er stellte sich auf die Hinterbeine und klopfte mit den Pfoten an die Glastür. Niemand antwortete ihm.

Es regnete heftig und die Nacht brach herein. Da fühlte sich Neger wieder so einsam und verlassen, daß er plötzlich verzweifelt, jämmerlich und hoffnungslos zu heulen begann, als wollte er damit nie wieder aufhören.

Er war um eine große Enttäuschung reicher geworden.

Ein Wunder auf dem Julierpaß.

Von Wilhelm Schmidtbonn.

Bei diesem Wunder handelt es sich nur um ein Fahrrad, und zwar das erste, das auf dem Julierpaß erschien. Für ein Wunder sah es auch nur ein altes Weiblein an, das in seinem Leben überhaupt noch kein Fahrrad gesehen hatte. Aber da ich selbst auf diesem Fahrrad saß, schmeichelt es mir natürlich heute noch, einmal im Leben als technischer Pilot angestaunt worden zu sein, wenn auch nur von einem alten Weiblein. Da sich das Erlebnis auf dem Julierpaß zutrug, fast 2400 Meter über dem Meer, will ich mir aber auch die Bedeutung dieses historischen Begebnisses nicht allzusehr abstreiten lassen.

Im Jahre 1896 war es ein anderes Radfahren als heute. Es gab noch keinen Freilauf, die Gummireifen waren noch so empfindlich, daß man auf jeder Fahrt einige Nägelpannen hatte.

Ein besonders schweres Fahren war es natürlich in der Schweiz, im Bergland. Die Straßen bestanden aus Furchen und Rillen, die oft unter Staub ganz versteckt waren und den Fahrer, wenn er mit dem Vorderrad hineingeriet, unausweichlich zum Sturz brachten. Fuhr eine Alpenpost mit vier, sechs Pferden an einem vorbei, so wurde man derart mit weißem Staub überschüttet, daß die Lenkstange einem unter den Augen verschwand.

Mußte man selbst eine solche Alpenpost überholen, so war das ein fast unmögliches Unternehmen. Jedes Pferd trug seine Schellen, die bei jeder Bewegung des Kopfes eine herrlich lärmende Musik machten, aber den jämmerlichen, hundertmal wiederholten Ton der Radfahrglocke völlig verschluckten. Man hätte annehmen sollen, daß ein Alpenpostkutscher auf den damaligen leeren Straßen nun wenigstens den lauten Ruf eines nachfolgenden Radfahrers aufgefangen hätte. Aber diese wackeren Männer rechneten da-

mals so wenig mit einem Ereignis dieser Art; sie waren so wenig darauf vorbereitet oder auch ständig in einem halben Traum, daß nichts vermochte, sie daraus herauszubringen, wenigstens nicht ein so seltenes und eigentlich gar nicht hergehöriges Ding wie ein Fahrrad, damals noch Velozipede genannt, in welchem Namen schon die Seltsamkeit dieser Erfindung für die damaligen Menschen ausgedrückt war.

Wenn nicht ein Postpassagier, der rückwärts saß, den Kutscher aufmerksam machte — wozu er mindestens noch einen kräftigen Schlag auf die Schulter ausführen mußte —, so war es dem Radfahrer nicht möglich, an dem Wagen vorbeizukommen. Die Wagen waren so breit, die Straßen so schmal, daß meist nicht mehr als zwei Handbreit für die kleine Maschine übrig blieb.

Manchmal, nein, häufig und begreiflich genug, kam noch eine gründliche Abneigung dieser Könige der Landstraßen gegen die volkshaften Radflöhe hinzu, die begannen, das Bild der Gebirgstäler zu ändern, dann wollten sie nicht hören, und wenn ein Passagier sie halbtot geschlagen hätte, um sie auf den Nachkömmling hinzuweisen.

Wichen sie aber ein wenig aus und nach der Felsseite, so hieß es auf dem zweihandbreiten Band an ihnen vorbeikommen. Mit dem einen Pedal schwebte man schon über dem Abgrund, der oft viele hundert Meter hinunterstürzte. Machten die Pferde, denen ein solcher Velozipedist in dieser Höhe natürlich etwas ganz Rätselhaftes war, auch nur eine erschreckte Bewegung, so war die Gefahr, daß man in den Abgrund hinab geschmettert wurde, mehr als nahe. Der Fahrer mußte fast ein Seiltänzer auf Rädern sein, um glücklich vorbeizukommen.

Wie könnte sich ein heutiger Radfahrer eine Alpenabfahrt von damals vorstellen! Es gab keine Rücktritt-, sondern nur die kleine, schwache Handbremse unter der rechten Hälfte der Lenkstange. Da oft ein mehrstündiges Bremsen nötig war, und zwar ein Bremsen mit äußerster Kraft, so ermüdete das Handgelenk sehr rasch, es schwoll schmerzlich an, endlich versagte es einfach. Dann mußte man die Bremse mit einem Strick an die Lenkstange fest anbinden. Außerdem hinter dem Rad einen großen Tannenzweig nachschleifen lassen. Das war mit Recht verboten, einmal wegen der Waldverwüstung, zweitens weil die Straßen dadurch beschädigt wurden. Also hieß es wie ein Luchs auf die Straßenwärter aufpassen, die dann immer unvermutet hinter einer unübersichtlichen Kurve auftauchten.

Da auf die Dauer weder die angebundene Bremse noch der Tannenzweig genügen konnte, mußte man zum Mittel des Gegentretens greifen. Man mußte sich mit aller Kraft dem Vorwärtsdrang der Pedale entgegenstemmen, so daß die Füße eher einen rückwärtigen Kreis ausführten. Nach einer halben Stunde spätestens stellte sich ein Wadenkrampf ein, der die Beine so gut wie lähmte, außerdem aber noch zu häufigen Schmerzschreien in die freie Natur Anlaß gab. Kein Wunder, daß man oft das Allerverbotenste und wirklich Allergefährlichste tat: sowie das Gefälle nur etwas sanfter wurde, stellte man die Füße zum Ausruhen auf die Lenkstange, ließ die Pedale leer sausen und rollte so adlerhaft schwebend zu Tal, die Warnungsrufe der Vorübergehenden verlachend.

Um an all diese Vergnügungen zu kommen, mußte man allerdings den Paß hinauf das Rad schieben, manchmal vier, sechs Stunden. Ja, den Julierpaß hinauf schritt ich neben der blitzenden Last meiner Maschine acht Stunden bergan. Der Postwagen machte es aufwärts auch nicht viel schneller. Bei halb ebenen Zwischenstrecken holte ich ihn immer wieder ein. So trafen und verloren wir uns im Laufe des Tages gewiß zehnmal. Die Fahrgäste, darunter zwei junge Engländerinnen, begrüßten mich schon von weitem immer wie einen wiedergefundenen Reisekameraden. Manchmal stiegen alle aus, um den Pferden die mühsame Arbeit zu erleichtern und auf Zickzackwegen eine Steigung abzukürzen. Dann schritten wir alle nebeneinander her.

Auf dem Paß als erster anzukommen, war natürlich mein Ehrgeiz, und um ihn zu erfüllen, mußte ich bisweilen das Rad auf der Schulter tragen und mich die Hänge hinauf durch das Krummholz mit den Füßen allein hocharbeiten.

Dafür kam ich in das Tagebuch der Engländerinnen. Sie zeigten es mir, als ich, äußerlich triumphierend, in Wirklichkeit aber gewaltig keuchend, auf einem Felsblock im schon gebräunten Herbstgras am Wege saß und wartete. Denn hier oben, 2400 Meter über dem Meer, war Ende August schon voller Herbst; in vier Wochen wird Winter und in sechs Wochen vielleicht schon Schnee sein.

Es war ein Sonntagnachmittag. Ich lernte zum erstenmal das Licht des Südens kennen, in seinen Wirkungen noch gesteigert durch die unendliche Klarheit der Höhe. Selbst die Schatten

waren magisch gefärbt. Die Paßhöhe war ganz ohne Baum. Es war unklar, ob der Stein, auf dem ich saß, ein natürlicher Felsblock war, von einem Grat abgestürzt, oder vielleicht auch der zerbrochene Rest eines alten Römerhauses.

In einer Entfernung von etwa hundert Meter, infolge der hohen Luft aber so genähert, daß man die Knopflöcher an den Miedern und die schwarzen Brauen über den Augen sah, gingen Arm in Arm sieben Graubündner Mädchen von fremder Schönheit und sangen ein ladinisches Lied.

Wenn man mich fragt nach der traumhaftesten Landschaft, der ich in meinem Leben begegnet, so müßte ich die Julierhöhe in dieser späten Stunde nennen. Ich sehe heute noch jeden Stein, jeden Grashalm in seinem unirdischen Licht vor mir.

Ebenso aber auch die Gesichter des Wirts und seiner Familie, als ich plötzlich das ebene Straßenstück zum Hospiz auf meinem Radgestell heranrollte.

Der erste Radfahrer über den Julierpaß! Ein historisches Ereignis, rührend winzig, aber wirklich geworden.

Vor dem Hospiz standen noch zwei alte Römersäulen zur Erinnerung an den ersten Straßenbau. Die Zeit hier oben rechnet anders als unten. In dieser großen Landschaft ändert sich in Jahrhunderten nichts. Die Jahre reihen sich aneinander in völligem Gleichmaß, zehn, dreißig oder hundert Jahre, das spielt gar keine Rolle. So werden kleine Veränderungen, wenn sie doch einmal eintreten, zu einem Begebnis. Zumal, wenn sie wie die Ankunft meines Rades aus Stahl und Nickel hier oben, wo nicht einmal das Holz, sondern in Haus, Bänken und Tischen draußen noch die Steinzeit herrschte, auf bescheidenste Weise zugleich ein neues Zeitalter ankündeten: das der Technik.

Mir wurde die Hand geschüttelt, auch von den beiden Engländerinnen, ehe ich begriff, warum. Nur der Postillon hielt sich abseits, eifersüchtig auf die neue Zeit, und doch fühlte ich mich gerade ihm am brüderlichsten verbunden.

Ein Glück, meinem Landschaftsglück vielleicht gleichkommend, aber erlebte die uralte Großmutter des Hospizwirtes, die in ihrem Leben überhaupt noch kein Fahrrad gesehen hatte und darum eilends aus der Küche oder weiß Gott welchem Traumwinkel, schon dem Grab ähnlich, herbeigeholt wurde.

Sie stand, wie wir beim ersten Zeppelin standen, rot vor Verklärung. Ich mußte ihr etwas vorfahren, drehte mehrmals hin und zurück auf der ebenen Strecke. Ich mußte lachen über mein Heldentum. Nun wollte sie mich auch ein Stück den Berg hinunterfahren sehen, dem Engadin zu.

Ich tat ihr auch diesen Gefallen, hörte ihre kindlich bewundernden Rufe. Zugleich aber dachte ich mit Schrecken daran, ein wie kümmerliches Bild ich ihr bieten werde, wenn ich nun mit meinem Rad, plötzlich aller himmlischen Leichtigkeit beraubt, ja, mühsamer als ein gewöhnlicher Fußgänger, zum Hause zurücksteigen mußte.

Ich entschloß mich also, mitten in meinem Triumph, mit einer Hand zurückwinkend, die Fahrt bergab einfach fortzusetzen und mich so der unausbleiblichen Enttäuschung zu entziehen.

Zu meiner Beschämung mußte ich wirklich noch die Rufe des Mütterchens hören, daß ich doch nun auch den Berg hinaufgefahren kommen solle. Sie sah beim ersten Fahrrad, das sie traf, schon seinen lächerlichen Mangel und ahnte in ihrem kindlichen Wunsch schon den Motor voraus.

Eine halbe Stunde darauf sah ich die Seen des Engadin unter mir, eine Kette, noch blauer als der Himmel, der hier doch wahrlich an tiefer Bläue unübertreffbar scheint.

Aphorisme.

Wir können nicht anders, und dies ist wie ein Naturgesetz, als im ewigen Wandel der Dinge uns mit zu wandeln. Das Harte kann milde werden. Das Unversöhnliche versöhnlich. Wir müssen auf diesem leisen Gleiten durch die Zeit in die Ewigkeit die Hoffnung haben, daß begangene Fehler uns verziehen und daß wir für getanes Unrecht Vergebung und Barmherzigkeit erlangen werden. Laßt ruhig das eigene harte Herz weich werden. Wehret ihm mit scharfen Verstandesgründen nicht sein Erbarmen! Damit uns viel vergeben wird, laßt uns auch viel vergeben!

Johanna Siebel.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.